

Leseprobe aus:

John Corey Whaley
Hier könnte das Ende der Welt sein



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER

John Corey Whaley
**HIER KÖNNTE DAS ENDE
DER WELT SEIN**



JOHN COREY WHALEY

**HIER KÖNNTE
DAS ENDE
DER WELT SEIN**

Aus dem Englischen
von Andreas Jandl

Carl Hanser Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel *Where things come back*
bei Atheneum Books for Young Readers,
an imprint of Simon & Schuster
Children's Publishing Division, New York.

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24507-5

Alle Rechte vorbehalten

Original English language copyright © John Corey Whaley 2011

German language copyright © Carl Hanser Verlag München 2014

Aus dem Englischen von Andreas Jandl

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C006701

FÜR ANITA COOPER,
meine Lehrerin und Freundin

INHALT

- 1 Aller Idealismus der Welt könnte
dieses Gefühl nicht abstellen 9
- 2 Seltsame Kinder mit Schaufeln 22
- 3 Fahr mit mir ans Ende der Welt 27
- 4 Das Buch Henoch 42
- 5 Der geliebte Vogel 48
- 6 Benton Sage 65
- 7 Nachbarn 71
- 8 Der Turm hoch über der Erde 79
- 9 Im Kampf gegen Irrationalität 83
- 10 Cabot Searcy 91
- 11 Vilonia Kline 97
- 12 Die Wächter 107
- 13 Die einfachste Sache der Welt 111
- 14 Alma Ember und ihr Kleinstadtleben 128
- 15 Tante Julia in Jubellaune 138
- 16 Wo alles verschwindet 156
- 17 Hier könnte das Ende der Welt sein 159
- 18 Einen netteren Menschen
wirst du nicht finden 178
- 19 Eine unvergessliche Reise 195
- 20 Der Junge, der Stille brachte 201
- 21 Ich will euch damit nicht retten 209
Danksagung 213

1. KAPITEL

Aller Idealismus der Welt könnte
dieses Gefühl nicht abstellen

Ich war siebzehn, als ich meine erste Leiche sah. Es war nicht mein Cousin Oslo. Es war eine Frau um die fünfzig oder zumindest Ende vierzig. Unter dem dünnen weißen Laken, das sie kaum bedeckte, hatte sie keine sichtbaren Schusslöcher oder Wunden, Schnitte oder Blutergüsse, sodass ich annahm, sie sei einfach an einer Krankheit gestorben oder so; offenbar wartete sie darauf, in die Kühlkammer zu kommen. Die zweite Leiche, die ich in meinem Leben sah, war dann mein Cousin Oslo. Als die Angestellte im strahlend weißen Kittel den Metallgriff packte und mit einem festen Ruck die Leiche aus der silberfarbenen Wand zog, erkannte ich sofort seine schmutzigen braunen Schuhe.

»Das ist er«, sagte ich.

»Sicher?«

»Absolut.«

Seine Augen waren geschlossen. Die Lippen lila. Die Arme waren voller Kratzer und blauer Flecken. Da er bei seinem Tod nur das gewohnte weiße Muskelshirt angehabt hatte, blieb meinen Augen nichts verborgen. In seinen Mundwinkeln klebte etwas Weißes, aber ich fragte nicht, was das sein könnte. Dann war ich nicht mehr sehr gesprächig. Die Frau wartete, dass ich weinte, »bin fer-

tig« sagte oder so. Aber ich tat nichts. Ich starrte ihn nur an. Ich weiß auch nicht, ob ich in diesem Moment etwas dachte. Jedenfalls dachte ich nicht daran, dass er mir irgendwie fehlte oder leidtat, nicht einmal wie böse ich auf ihn war. Wie eine Dummbacke stand ich da, mit halb offenem Mund, den Blick starr geradeaus. Irgendwann brach die Kittelfrau das Schweigen.

»Brauchst du noch Zeit?«, fragte sie.

»Nein danke. Geht schon.«

Auf der Heimfahrt weinte meine Mutter. Mein kleiner Bruder Gabriel wirkte verängstigt, behielt die Kopfhörer aber drin und sprach die Fahrt über nicht viel. Ich saß am Steuer, wenn auch ungerne, weil es nach Regen aussah. Ich hasse es, bei Regen zu fahren. Am liebsten wäre es mir gewesen, wenn mein Vater mitgekommen wäre, dann hätte ich nicht den ganzen Abend Mann spielen, uns alle nach Hause fahren und aufpassen müssen, dass alle was essen und so. Das Identifizieren der Leiche fand ich gar nicht so schlimm. Dazu wäre es so oder so bald gekommen. Seit ich Oslo kannte, spritzte er sich diesen Dreck. Und oft hatte ich seinetwegen Ärger. Dann sollte ich ihn von irgendwelchen Raststätten oder Dealerschuppen abholen. Sollte seine Mutter anlügen, um sein arschiges Verhalten zu decken und ihm Streit zu ersparen. Sollte ihm zum x-ten Mal zehn Dollar leihen, damit er sich Essen davon kauft, auch wenn klar war, dass er das nicht tat. Ich machte mit. Wir alle machten mit. Ich. Mein Vater. Sogar Tante Julia gab ihm regelmäßig Geld, solange er sich jeden zweiten Tag wieder bei ihr blicken ließ – lange genug, dass sie vergaß, wie schlecht sie ihn erzogen hatte, lange genug, dass sie ihn wieder liebte.

Mein Vater konnte nicht mitkommen, weil er am frühen Abend gegen halb sechs den Anruf bekam, dass irgendwelches Material zu einer Ölquelle nach Harrison raufgefahren werden musste. Das macht er. Er fährt Zeug durchs Land, von dem ich nichts weiß und auch nichts wissen will. Ich weiß nur, dass die Anrufer die großen

Metallteile, die irgendetwas mit Ölpumpen zu tun haben, immer so schnell wie möglich brauchen. Und dann zieht er los, zu allen Tages- und Nachtzeiten. Manchmal sitzt er tagelang zu Hause, liest die Zeitung oder Romane über tote Menschen (anscheinend interessieren sich Männer Mitte vierzig nur für Texte über Präsidenten, Entdecker oder Kriminelle). Manchmal sehen wir ihn zwei Wochen lang gar nicht, hören nur, wie er nachts um drei seine Anhänger im Hof umparkt oder meiner Mutter zur Erinnerung auf den Anrufbeantworter spricht, dass sie ein Rezept abholen oder die Hypothek bezahlen soll.

Als wir aus Little Rock nach Hause kamen, war mein Vater immer noch weg, und wir sahen von der Einfahrt aus nur das Küchenlicht brennen. Gabriel war schon vor zwanzig Minuten eingeschlafen, und bei meiner Mutter fehlte nicht mehr viel. Sie beugte sich zu mir, küsste mich auf die Schläfe, stieg aus dem Wagen und ging zum Haus. Ich machte die hintere Tür auf, trat Gabriel von unten gegen den Schuh. Er fuhr zusammen und warf die Arme hoch, als wollte ihm jemand die Kehle durchschneiden. Ich sah ihn an, wie man einen Ohnmächtigen ansieht, der endlich zur Besinnung kommen soll – verärgert und gleichzeitig mitleidig –, dann half ich ihm auf die Beine. Hinter ihm her trottete ich ins Haus, wo meine Mutter bereits wieder weinend in Gabriels Zimmer saß und mit der halb schlafenden Tante Julia sprach. Bald kam eine weitere Weinestimme dazu, und Gabriel und ich saßen auf meinem Bett und hörten durch die Wand Tante Julia immer wieder sagen, sie wolle sterben.

Nach wenigen Minuten war Gabriel allerdings wieder eingeschlafen, und die Stimmen von nebenan hatten sich auch fast beruhigt. Falls sie noch miteinander sprachen, flüsterten sie wohl lieber, vielleicht aus Rücksicht auf die beiden Teenager im Nebenraum, die am nächsten Tag aufstehen und zur Schule gehen mussten. Bevor ich mich hinlegte, nahm ich mein ledergebundenes

Tagebuch vom Nachttisch und blätterte vor bis zur ersten freien Seite. Schnell notierte ich *Oslo ist tot*. Ein toller Titel für ein Buch, dachte ich bei mir. Das tue ich manchmal. Ich notiere Titel für Bücher, die ich irgendwann schreiben möchte. *Oslo ist tot* war Nr. 71.

Ich klappte das Tagebuch zu, knipste die Lampe aus und schaute neben mich zu meinem Bruder, den ich hoffentlich nicht gestört hatte. Er schlief immer noch; mit einem unmöglich aufrichtigen Lächeln auf den Lippen. Er hatte sich angewöhnt, die Welt auszusperren. Zum Beispiel ging er immer mit gesenktem Blick über den Schulflur. Wenn man aufschaut, kann man Rempeleien und Zusammenstöße umgehen und wird auch nicht so schnell zur Zielscheibe einer Arschnase, die am Trinkbrunnen steht und nur darauf wartet, dass ein unschuldig aussehender Neuntklässler mit gesenktem Blick vorbeikommt. Leider war ich weder groß noch mutig genug, um meinen kleinen Bruder wirklich zu beschützen oder zu verteidigen – wenn mir auch ab und zu mit fantasievollen sarkastischen Bemerkungen ein Ablenkungsmanöver gelang. Lucas Cader hingegen konnte die üblichen Dummbacken, die es auf Gabriel und seine Freunde abgesehen hatten, ziemlich erfolgreich abwehren. Irgendwie fühlte Lucas sich wohl verpflichtet, diese Kinder zu beschützen. Ich war froh, dass ich es nicht tun musste. Lucas hatte Einfluss, müsst ihr wissen. Er fiel auf, wenn er den Flur entlangkam, und jeder sah ihn. Seine beeindruckende Schwimmerstatur und das wilde braune Haar, das immer aussah wie für ein Fotoshooting gestylt. Auffallend war außerdem, wie er den hübschen Mädchen zulächelte, aber auch den weniger hübschen immer was Liebes oder Freundliches zu sagen wusste. Lucas war neben Gabriel der Einzige, den ich in meiner Nähe ertragen konnte, was einfach daran lag, dass ich die meisten Typen nicht so gut leiden konnte. Ich mochte Mädchen und Frauen, aber Jungs fand ich oft schrecklich. Bei vielen ist alles, was sie tun, Teil eines großen Schaulaufens. Mit Lucas konnte ich das Weichei sein,

das ich war, ohne mich bedroht zu fühlen. Und Gabriel konnte den Flur entlanggehen, ohne zu riskieren, dass sein Rucksack in die Mülltonne flog. Und Elisabeth Strawn konnte sich an dem Tag, als sie den Riesenpickel auf der Wange hatte, wenigstens ein Mal kurz wohlfühlen.

Als gelangweilter Siebzehnjähriger in einer kleinen Stadt tue ich manchmal gerne so, als wäre ich Pessimist. *So ist es eben, nichts kann mich davon abbringen. Das Leben ist meistens Scheiße. Alles ist Dreck. Die Highschool ist Scheiße. Erst gehst du zur Schule, dann schuftest du fünfzig Jahre, dann verreckst du.* Ich halte es nur nicht sehr lange aus, bis mein Idealisierungsdrang von selbst wieder durchbricht. Irgendwie kann ich nicht lange genug Pessimist sein, um zu übersehen, dass die Dinge unglaublich gut laufen könnten. Aber wie ich hier diese Nacht mit meinem schlafenden Bruder neben mir im Bett lag, tat ich mich mit großem Idealismus doch schwer. Der Anruf um drei Uhr nachmittags. Die Fahrt nach Little Rock. Dann die Konfrontation mit dem Tod. Alles doch sehr echt. Ist nicht sehr idealistisch, seinen einzigen Cousin geisterblass und mausetot daliegen zu sehen. Da ist nicht viel zu idealisieren, wenn die Tante sich nebenan in den Schlaf weint und man weiß, man kann nichts tun.

Wie die meisten männlichen Teenager war ich, Cullen Witter, in eine schon vergebene Schönheit verliebt, deren bulliger Freund mich ohne viel Aufhebens plattmachen würde. Sein Name war Russell Quitman, und seinen Bruder und die Eltern mochte ich auch nicht. Manchmal kann ich Leute schon wegen ihrer Verwandtschaft nicht ausstehen. Die Schönheit hieß Ada Taylor, und auch sie hätte mich wahrscheinlich plattmachen können. (Falls ihr es nicht schon gemerkt habt, so ziemlich jeder könnte mich plattmachen.)

Wenn man in Lily wohnte, im Bundesstaat Arkansas, was wir

alle taten, dann kannte man Ada oder hatte wenigstens von ihr gehört. Bestimmt kannten sogar ein paar Kids in Little Rock und in Memphis die Schwarze Witwe aus Lily.

Ihr müsst wissen, Ada Taylor hatte eine schlimme Geschichte. Als sie im zweiten Highschool-Jahr war, ich kam gerade neu dazu, ging sie mit dieser Dummbacke namens Conner Bolton. Connor war in der Abschlussklasse und machte es zu seiner persönlichen Mission, alle Neuntklässler zu terrorisieren, die so unvorsichtig waren, alleine unterwegs zu sein und in die Nähe von Toiletten, Spinden oder Mülleimern zu kommen. Doch dann starb er kurz vor den Weihnachtsferien bei einem Autounfall. Außer Ada war niemand im Wagen. Und sie blieb völlig unverletzt. Im darauffolgenden Jahr war Ada dann mit einem eigentlich ganz netten Typen zusammen, mit dem ich früher im Friseurgeschäft meiner Mutter auf dem Boden mit G.I.-Joe-Figuren gespielt habe. Sein Name war Aaron Lancaster. Er schaffte es nicht einmal bis Thanksgiving, sondern ertrank vorher bei einem Unwetter im White River. Sein Vater fand das leere Fischerboot. Vier Tage später fand ein Suchtrupp seine Leiche. Er hatte wohl ausgesehen wie ein Marshmallow in der Mikrowelle.

Danach wurde es fast absurd, mit Ada Taylor auszugehen oder ihr auch nur nahezukommen. Aber das störte die jungen Männer aus Lily nicht besonders, auch mich nicht. Der unausgesprochene Gedanke aller in Ada Verliebten war ungefähr so: Wenn wir dafür sterben müssen, dann sterben wir eben. Doch erst mal lag noch eine Woche Schule vor uns, und Russell Quitman machte immer noch allen in seiner Umgebung die Luft streitig und vereinnahmte mit seinem riesigen Bizeps den ganzen Tisch in der Cafeteria. Mit Lucas hatte ich gewettet, dass Russell es nicht über Ostern schaffen würde. Das kostete mich zehn Dollar. Vielleicht findet ihr es sadistisch, auf den Tod eines Achtzehnjährigen zu wetten oder so über ihn zu reden, als ob ich wollte, dass er stirbt oder so. Aber

dann habt ihr wahrscheinlich noch nie Russell Quitman getroffen. Einige Menschen sollten am besten in Flammen aufgehen oder nachts in einem reißenden Fluss ertrinken. Das sind die Russell Quitmans dieser Welt.

Dr. Webb sagt, die meisten Leute sehen die Welt in Schubladen. Sie wollen wissen, wo sie selber und wo andere ihren Platz haben, und können erst richtig zufrieden sein, sagt er, wenn sie ihre Umgebung in klare, stereotype Gruppen eingeteilt haben. Deswegen werden Jungs, die keinen Sport mögen und nicht wild durch die Gegend vögeln, immer schwul genannt, Schüler mit guten Noten, die wenig dafür tun müssen, heißen Streber, und alle mit ein bisschen Geld und nicht allzu vielen Sorgen sind Bonzen. Als Einerschüler, der keinen Fußball mag, passe ich in zwei dieser Schubladen. Also kleben auf meinem Spind Post-its, auf denen steht »Cullen Witter ist schwul«, und im Jahrbuch wird mein Foto regelmäßig mit einer dicken schwarzen Brille verziert. Dr. Webb sagt auch, die einzige Möglichkeit, mit der Engstirnigkeit konservativ gesinnter Südstaatler umzugehen, bestehe darin, ihre Ignoranz zu ignorieren oder das Klischee, das sie unterbewusst von jeder dieser Gruppen haben, zu bedienen und damit aufrechtzuerhalten. Kurz gesagt, wenn ich rumjammerte, dass sie mich schwul nannten, würden sie es umso öfter tun. Und hätte Sara Burch die Jungs in der Fünften ignoriert, die sie als langweilige Leseratte hänselten, wäre sie nicht die verkappte Schlampe geworden, die sie heute ist.

Dennoch gibt es offensichtlich Leute, die gegen die Seuche des Schubladendenkens immun sind. Das sind dann Typen wie Gabriel Witter, der wohl interessanteste Mensch, den ich je kennengelernt habe, und das sage ich nicht nur, weil er mein Bruder ist. Das sage ich, weil er jeden Morgen, seit er elf ist, vor allen anderen im Haus aufsteht, raus auf die Veranda geht und ein Kapitel in einem

Buch liest. Das sage ich, weil er Bands hört, die kaum jemand kennt. Und weil er, seit er auf der Junior High ist, schon fast 50 Krawatten gesammelt hat, von denen er jeden Tag eine in der Schule trägt. Das Interessanteste an Gabriel war aber, dass es ihm völlig egal zu sein schien, was die Leute über ihn dachten. Er lief nicht etwa mit gesenktem Kopf den Schulflur entlang, weil er un bemerkt bleiben oder soziale Raubtiere oder so von sich ablenken wollte, sondern einfach, weil er keinen Grund dafür sah, den Kopf zu heben. Ich brauchte einige Zeit, bis ich beides konnte, den Kopf heben und mittig den Flur entlanglaufen. Neben oder hinter Lucas herzgehen, machte es natürlich einfacher. Wenn man die Wahl hatte, Cullen Witter oder lieber Lucas Cader anzusehen, würde man sich immer für Letzteren entscheiden.

Dass ich Russell Quitman »die Quitte« nannte, hatte zwei Gründe. Der erste liegt auf der Hand, sein Nachname. Der zweite hat damit zu tun, dass sein Hirn nicht viel größer sein konnte als eine Quitte. In seiner Nähe hörte man häufig die Schreie irgendeiner Beute, die er gerade in den Schwitzkasten nahm, an den Füßen hochhielt oder im Flur zu Fall brachte. Um so etwas zu tun, musste er geistig doch ziemlich beschränkt sein, ein Quittenkopf eben. Und wie konnte es sein, dass Russell Quitman, die dumme Quitte, so grausam war, so ein Riesenarsch, und trotzdem mit der schönsten Frau der Stadt zusammen war? Ich nenne es das Schönheitsparadox. Schöne Frauen wollen Typen, die sie – und auch sonst fast jeden – total scheiße behandeln. Das ist vielleicht eines der erstaunlichsten Phänomene der Geschichte.

Buchtitel Nr. 72: *Auch schlechten Menschen geschieht Gutes.*

Ich weiß nicht, warum mich die Existenz so einer »Quitte« oder die Tatsache, dass Frauen ihn mögen, in einer Stadt wie Lily überhaupt überraschten. Das Leben hier in Arkansas ist manchmal wie das Leben in einem von der Zeit vergessenen Land. Wir haben Dinge wie Burger King und McDonalds und sogar einen Wal-Mart,

aber wenn ihr irgendwas anderes sucht, müsst ihr echt woanders hinfahren. Wie in den meisten Städten in Arkansas gibt es in Lily nur eines im Überfluss: Bäume. Lily besteht ganz aus Bäumen und staubigen Feldern, umrahmt von ein paar krummen Straßen. Und es gibt Wasser. Der White River fließt direkt am Ortsrand entlang, dann durch den ganzen Bundesstaat und weiter bis zum Mississippi.

Wenn ihr noch nie in Lily wart, und das wart ihr normalerweise nicht, müsst ihr wissen, dass es ziemlich genau in der Mitte zwischen Little Rock und Memphis liegt. Glaubt man dem ausgeblichenen grünen Schild am Ortseingang, leben hier 3947 Einwohner – von denen die meisten aber totale Dummbacken sind, die eigentlich mal woanders hinwollten, es aber nie geschafft haben. Einzigartig an Lily ist, dass es für eine Ortschaft so weit ab vom Schuss ziemlich sauber und gepflegt aussieht. Lily ist ein Ort, an den man ziehen möchte, kurz bevor man stirbt. Wenn ihr euch auch in anderen Lebenslagen nach der Ruhe und dem Frieden von Lily in Arkansas sehnt, solltet ihr lieber mal zum Therapeuten gehen oder für eine Woche herkommen und versuchen, irgendwas halbwegs Unterhaltsames zu tun.

Weil ich so fantasielos bin, fand ich es schwierig, mit der Langeweile zurechtzukommen, die das Leben in Lily mit sich brachte. Mein Bruder schien sich nie zu langweilen, und das machte die Tatsache, dass ich bei allem, was ich tat, so oft unruhig und unzufrieden war, noch ärgerlicher.

Gabriel war zufrieden, wenn er ein Buch las oder Musik hörte oder mit Libby Truett, seiner besten Freundin, durch die Stadt lief. Ich kann mich hingegen nicht sehr lange mit einem Buch hinstellen oder Musik hören, bevor wieder mein Gedankenkarussell losgeht und ich Bilder von Ada Taylor sehe, die von Tilman's Dock in den Fluss springt oder mit der Quitte vor Burke's Burger Box flirtet.

An diesem besonderen Tag, zwei Tage nach meiner Fahrt zur Leichenhalle, rief ich bei Lucas an, um zu hören, was er so vorhatte.

»Mir ist todlangweilig.«

»Sollen wir ne Runde drehen?«, fragte er gleich.

»Fährst du?«

»Ich hol dich in fünf Minuten ab.«

Wenn man für Lucas Cader eine Schublade finden müsste, vielleicht habt ihr ja den Drang dazu, würde er perfekt zu den Snobs passen. Ich kann zwar, wie ihr wisst, Stereotype wie *Snob* oder *Yuppie* nicht ausstehen, aber ganz ohne sie geht es auch nicht. Als Snob gelten bei uns gewissermaßen alle Schüler, die sich gut anziehen, regelmäßig duschen, ein schickes Auto fahren (bzw. überhaupt ein Auto haben, das nicht von den Eltern ist), oder im American-Football-Team spielen. Nennt diese Gruppe einfach so, wie ihr es tütet, wenn ihr an meiner Stelle wärt. Lucas war überhaupt nicht so wie ich. Zum einen spielte er Football. Zum anderen hatte er eine Freundin. Sie hieß Mena Prescott und erinnerte mich an die Rothaarige aus *The Breakfast Club*. Ich sah sie nicht gerne, weil sie mich immer umarmte, auf die Wange küsste oder sonst etwas tat, von dem sie vielleicht glaubte, ich fände es schmeichelhaft oder sexy, obwohl es nur ekelig und lästig war. Ich hasste auch ihren Akzent. Natürlich kann ich verstehen, dass jeder den zum Heimatort passenden Akzent hat, besonders bei uns hier im Süden, aber mal ehrlich, wenn sie sprach, schämte ich mich nicht so sehr, aus dem Süden zu kommen, als überhaupt ein Mensch zu sein. Ihr breitgezogenes »Hiii Leuuuteee! Letzteee Wocheee, das waaa daaa voool cool.« Versucht mal, das dreimal schnell hintereinander weg zu sagen.

Lucas gab vor, sie zu lieben, und sie glaubte, dass er es tat. Doch das war totaler Quatsch, wirklich. Als er bei uns in die Einfahrt fuhr, zog ich mit dem Finger das Fliegengitter zu und hörte es ge-

gen den Türrahmen klack-klack-klacken. Der Geruch von After-shave in Lucas' Auto war überwältigend.

»Hast du in der Scheiße gebadet?«, fragte ich und wedelte mir mit der Hand vor dem Gesicht herum.

»Wie geht's deiner Tante?«

Lucas tat das immer. Man fragte ihn irgendetwas, was Ernstes oder auch nicht, und er lenkte geschickt davon ab, indem er unvermittelt irgendetwas Wichtiges oder Verwirrendes sagte, sodass sich der vorige Gedanke in einer großen Staubwolke auflöste, genau wie hinter uns mein Haus, als wir die Eighth Street in Richtung Stadt runterheizten.

»Es geht ihr etwas besser. Sie isst wieder.«

»Und Gabe?«

»Auch, würde ich sagen.« Ich dachte über meine Antwort nach. Irgendwie wirkte sie falsch.

»Ist echt ein Guter«, sagte Lucas.

»Ich mag ihn auch«, lachte ich.

»Hier gibt's so viele Kinder, die nur Mist bauen. Von der Schule fliegen und den ganzen Scheiß. Und dann ist da Gabriel. Der ist irgendwie anders. Als wäre er besser als der Ort hier oder so. Weißt du, was ich meine?«

»Ja«, sagte ich, wusste aber nicht, was er meinte.

»Manchmal kommt er mir wie mein kleiner Bruder vor«, sagte Lucas mit seltsam ernster Stimme.

»Soll ich ihn dir für fünfzig Dollar verkaufen?«

Man sah immer genau, wenn Lucas ganz in seinen Gedanken versank, was beim Thema Brüder oft geschah. Sein Blick bekam dann diese gewisse Strenge, als fokussierte er sehr genau, was vor ihm war. Und seine Lippen spitzten sich ein wenig, als finge er gleich an zu pfeifen. Man konnte sich dann nur zurücklehnen und das Schauspiel betrachten, das vielleicht zu einem genialen Einfall oder zu Läuterung führte. Normalerweise dauerte dieser Zustand

nur ein paar Minuten, so lange bis Lucas mitbekam, dass er sich in eine Lage gebracht hatte, die für ihn und auch für andere peinlich war. Eine Seltenheit, dass Lucas Cader einmal nicht zum Wohlbefinden anderer beitrug. Als wir neben Burke's Burger Box parkten, kam Mena Prescott zu seinem Autofenster gerannt, lehnte sich hinein und küsste ihn auf die Wange. Dann lief sie rüber zu meiner Seite, klopfte ans Fenster, wartete, bis ich es runtergelassen hatte, und küsste auch mich. Während sie hinten einstieg, wischte ich mir die Spucke und den Lippenstift aus dem Gesicht.

»Hast du echt Oslos Leiche gesehen, Cullen?«

Sie stellte die Frage schon, bevor Lucas die Fenster wieder hochgefahren hatte und vom Parkplatz rollte.

»Hab ich«, sagte ich knapp.

In Mena Prescotts Vergangenheit gibt es keine so unschuldigen, gutmütigen Freunde wie Lucas. Dafür kommt darin mein an Überdosis verreckter Cousin Oslo vor. Ich will ihre Beziehung einmal so zusammenfassen: Sie trafen sich auf einer Party, als sie gerade neu auf die Junior High kam und er im letzten Jahr war. Sie machten rum, beide betrunken, und liefen sich eine Woche später beim Einkaufen wieder über den Weg. Ein paar Wochen lang waren sie dann mal zusammen, mal auseinander, bis Mena irgendwann wohl merkte, dass Oslo Fouke nur ein Junkie und ein Arschloch war. Die Frage im Auto war das letzte Mal, dass Mena Prescott Oslo erwähnte, zumindest in meiner Gegenwart.

Wenn jemand als Beifahrer im Auto seines besten Freundes sitzt und eine überkandidelte Country-Suse sich auf der Rückbank lang und breit darüber auslässt, wie sie beim Mittagessen von einer Cheerleaderin dumm angemacht wurde, schweifen ihm zwangsläufig die Gedanken ab, und er denkt an Zombies. Bei Zombies ist es so: Sie sollen umgebracht werden. Man muss es einfach tun. Menschen sind verpflichtet, Zombies zu töten, genauso wie Zombies nach Menschen suchen und sich an ihrem Fleisch wei-

den müssen. Daher stellte ich mir Russell Quitman und seinen Freund Neil als Zombies vor, die Lily überfielen und Männer, Frauen und Kinder umbrachten. Mit schleppenden Schritten wankten sie die Main Street hinunter, jeder mit einem abgeknickten Fuß, den sie hinter sich herschleiften. Eine Frau in einem Schaufenster schrie auf. Ein Auto kam angebraust und fuhr ein paar Meter weiter gegen einen Baum. Eine grausige Szene, bis *ich* dazukam. Langsam und sehr selbstbewusst schritt ich auf die Quitte und seinen Lakaien zu, ein Gewehr in der einen und eine Axt in der anderen Hand. Nachdem ich Neils sabbernden Kopf mal eben weggeschossen hatte, warf ich das Gewehr zur Seite und packte mit beiden Händen die Axt. Die Quitte ging auf mich los – man sah quasi nur noch sein aufgerissenes Gebiss und musste würgen von dem Gestank, den er verbreitete. Ich schlug ihm die Axt ins Bein. Er stürzte zu Boden und krallte sich, als ich für einen guten, glatten Hieb einen Schritt zurücktreten wollte, an meiner Hose fest. Ich stolperte und kam neben ihm zu Fall. Gerade als er seine Zähne in meinen Nacken hauen wollte, trat ihm ein schwarzer Stiefel den Kopf weg. Ich schaute auf und sah Lucas Cader, der mir lächelnd die Hand hinstreckte. Um uns versammelten sich laut jubelnd die Leute. Die Zombies waren besiegt. »Lucas! Lucas! Lucas!« Dieser Ruf erfüllte die Luft um uns, während ich mich wieder auf die Beine rappelte und die Menge nach meinem Bruder absuchte. Der saß alleine auf der Bordsteinkante. Er hatte geweint. Lucas legte die Hand auf meine Schulter und flüsterte mir ins Ohr: »Bald geht's ihm besser. Bald geht's uns allen wieder besser.«

Buchtitel Nr. 73: *Es könnte ein bisschen wehtun.*